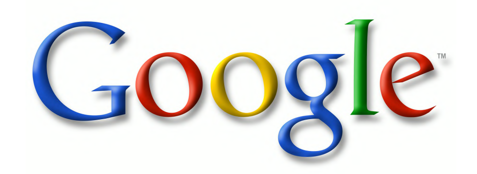




Die
Klassifikation der Sprachen.

Von

Franz Nikolaus Finck,

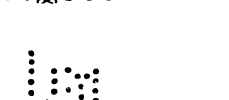
Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1901.



Die
Klassifikation der Sprachen.

Von

Franz Nikolaus Finck.



Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1901.

Fremde Sprachen sind in der Schreibung des ***Maître phonétique*** verzeichnet, die chinesischen Töne nach T. T. Meadow's Vorgang durch Numerierung. Einer Erklärung bedürfen nur folgende Zeichen: ***ε*** = d. f*e*tt (dagegen ***e*** = fr. *été*), ***ɔ*** = d. G*o*tt (dagegen ***o*** = d. s*o*, aber kurz), ***ɯ*** ein mit der Lippenstellung des ***i*** gesprochenes ***u***, ***y*** = d. d*ü*nn, ***ø*** = d. sch*ö*n, aber kurz, ***ə*** = d. Gab*e*, ***ç*** = d. i*ch*, ***x*** = d. a*ch*, ***đ*** = engl. wi*th*er, ***ʃ*** = d. *sch*ief, ***ʒ*** = fr. *j*ournal, ***z*** = d. *S*ee, ***v*** = fr. *v*ois, ***w*** = engl. *w*ill, ***ŋ*** = d. si*ng*en, : (dem vokal nachgesetzt) bezeichnet dessen Länge. Die betonte Silbe wird durch einen vorausgehenden Akut bezeichnet. Ein Punkt unter einem Konsonanten bezeichnet denselben als cerebral.

Was ich im Folgenden darzulegen versuche, ist das Ergebnis langjährigen Nachdenkens. Dass es deshalb noch nicht richtig zu sein braucht, ist klar, auch *mir* klar. Aber das Bewusstsein derartiger Arbeit entbindet mich doch mindestens von der Verpflichtung, mich mit *aller Welt* auseinander zu setzen.

Nur an diejenigen wende ich mich, die nicht verlangen, dass man ihnen die Wahrheit aufzwängt, die vielmehr selbst nach ihr streben und deshalb jedem Ausdruck den besten Sinn beilegen.

Einen Teil der folgenden Darlegung habe ich schon früher — in anderem Zusammenhange — behandelt und da, wo mir keine bessere Fassung zu Gebote stand, auch unverändert übernommen.

Die in Betracht kommenden Schriften sind:

Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung. Marburg i. H. 1899.

Der Sprachunterricht im Dienste der Geistesbildung. (Neue Bahnen, hgg. v. H. *Scherer*, XI. Jahrg. Heft 7 u. 8.)

Etschmiadsin, im April 1901.

Wille zur Wahrheit ist aller wissenschaftlichen Thätigkeit Wurzel und Kern, mag die Wahrheit erreichbar sein oder nicht, mag's eine solche überhaupt geben, mag sie dem Reich der Gespenster angehören. Wer sich in den Dienst der Wissenschaft stellt, glaubt an Wahrheit, und er muss es thun, soll ihm nicht sein ganzes Mühn zu einem sinnlos kindischen Treiben werden.

So verschieden nun auch die Wahrheit dem Einzelnen erscheinen mag, ihrem Begriff nach kann sie doch nur eine einzige, allgemeingültige sein, und nur die Widerspruchslosigkeit vermag sie mithin zu verbürgen. Da diese Widerspruchslosigkeit aber erst nach Erkenntnis des Ganzen gewiss wird, so muss der, der sich dies klar macht und die Wahrheit doch nicht aufgeben will, auch daran helfen wollen, die Gesamtheit des Erkennbaren zu einem widerspruchslosen Ganzen zu gestalten, also auch auf dem nach Massgabe seiner Arbeits- und Fassungskraft beschlagnahmten Gebiet eine alles umschliessende Erkenntnis zu erstreben. Der Sprachforscher, der dem Vorwurf ausweichen will, sich einen ihm nicht gebührenden Namen angemasst zu haben, wird also versuchen müssen, sämtliche der Wahrnehmung zugängliche Sprechthätigkeiten zu erforschen, das ganze grosse Gebiet räumlich und zeitlich zu überblicken.

Keines Menschen Fassungskraft aber vermöchte diese verwirrende Fülle von Erscheinungen gegenwärtig zu behalten, wenn nicht vergleichendes und unterscheidendes Denken übersichtliche Ordnung zu schaffen verstände.

Wer sich also der Erforschung der Sprachen widmet, den weist schon das erste Bewusstwerden seines Ziels auf deren Klassifikation.

Soweit diese nun nur die Thatsachen registrieren will, kommt es offenbar in erster Linie auf leichte und sichere Subsumtion des Einzelnen an, also darauf, dass die Merkmale leicht erkennbar sind, und dass ihrer möglichst wenige genügen. Die vom Willen zur Wahrheit vorgeschriebene Auffassung wissenschaftlicher Pflicht fordert aber noch mehr als eine derartige, die Forschung erleichternde Ordnung: sie verlangt eine Anordnung des aus der Wahrnehmung Gewonnenen, die dieses als aus bereits Bekanntem notwendig sich ergebend erscheinen lässt.

Was klassifiziert werden soll, ist die Gesamtheit der Sprechthätigkeiten aller Länder und Zeiten, also eine Fülle von Vorgängen, die kein selbständiges Dasein haben. Voraussetzung für die Möglichkeit aber ist, dass diese Vorgänge bei aller Mannigfaltigkeit auch Gemeinsames, zur Zusammenfassung Berechtigendes aufweisen, was ja auch der Fall zu sein scheint. Lehrt doch die Erfahrung, dass es sogar weit schwieriger ist, die Verschiedenheiten zu erkennen als die Gemeinsamkeiten. Auf dieser Schwierigkeit beruht ja überhaupt der Glaube an eine deutsche, französische und englische Sprache bei-

spielsweise. Man wohnt dem Wandel eines Lautes bei und meint, es bliebe alles beim Alten; man trägt selbst dazu bei, ein stiefmütterlich behandeltes Wort zu Ansehn zu bringen, ein weit und breit beliebtes zu unterdrücken und wird sich dessen nicht bewusst. So glaubt man heute zu sprechen, wie man gestern sprach, so glaubt man alle Nachbarn auf eine gleiche Art reden zu hören wie sich selbst, und soweit, wie das Verständnis reicht, reicht auch der Glaube an eine einheitliche Sprache, auf der durchaus richtigen Voraussetzung beruhend, dass die Verstehbarkeit des Sprechens, die Grundbedingung für das zu diesem Glauben verführende Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Wesentliche ist. Wenn dieser Glaube an eine einheitliche Sprache nun auch den Beobachter, der sich seiner Pflicht besinnt, nicht über die thatsächlich doch vorhandenen Verschiedenheiten hinwegtäuschen kann, so lehrt er doch, wieweit man von ihnen absehn darf, ohne mit dem die herrschende Meinung verkündenden Sprachgebrauch in Widerspruch zu treten. Ein gewisses Ausserachtlassen von Verschiedenheiten aber ist einfach erforderlich, falls man nicht auf die in erhöhtem Grade erforderliche Klassifikation der Sprachen überhaupt verzichten will.

Die Erwägung, dass das zu Klassifizierende eine Fülle von Thätigkeiten ist, muss jede Klassifikation, die einen dinglichen Charakter der Sprache voraussetzt, als verfehlt erscheinen lassen, also auch die sogenannte genealogische Klassifikation verurteilen, sofern sie den Anspruch erhebt, die Sprachen nach irgend welchen

ihnen eigenen Merkmalen anzuordnen. In Wahrheit besteht die sogenannte genealogische Verwandtschaft bestimmter Sprachen jedoch nur darin, dass die sie überliefernden Vorgänger der sie Ausübenden einst eine für einheitlich gehaltene Sprache redeten. 'Genealogisch verwandt' ist demnach weiter nichts als ein schiefer Ausdruck für eine Gemeinschaft von Sprachüberlieferern, der den Wesenszusammenhang der von ihnen gelehrten Kunstleistungen ganz ausser acht lässt. So nützlich demnach der Nachweis sogenannter genealogischer Verwandtschaft sein mag, sei's für das erste, vorläufige Registrieren, sei's für etwas jenseits des Gebiets der Sprachwissenschaft Liegendes wie die Völkerkunde, eine natürliche, dem System vorarbeitende Klassifikation wird dadurch nie und nimmer erreicht.

Ist nun nach einem der Sprechthätigkeit selbst anhaftenden Merkmal zu suchen, so ist bei der in Wirklichkeit freilich unmöglichen, aber notgedrungen begrifflich erforderlichen Scheidung einer äusseren und inneren Sprachform die Frage aufzuwerfen, welcher von beiden das Kennzeichen zu entnehmen ist.

Versteht man unter der inneren Sprachform das, was im Hinblick auf die Entwicklung dieses Begriffs und den allgemeinen Sprachgebrauch vernünftigerweise allein darunter verstanden werden kann, die sprachlich zum Ausdruck gelangende Art der Vorstellungsbildung, der Zerlegung von Gesamtvorstellungen, der Einordnung dieser Bestand-

teile in Kategorieen und Verknüpfung zu einem Gedanken, dann ergiebt sich, dass eine Klassifikation, die ihre Merkmale dieser inneren Form entnimmt, eine Klassifikation von Weltanschauungen wird, nicht aber eine solche von Sprachen. Mithin hat die äussere Sprachform das Klassifikationsmerkmal zu liefern, was ja auch fast allen Forschern, wenn auch zuweilen nur dunkel, vorgeschwebt hat.

Dabei ist allerdings im Einzelnen mancher Fehlgriff geschehen, und diese beruhen wohl zum grössten Teil auf der unüberwindlichen Schwierigkeit, die ganze Welt der Sprachen zu überblicken und, nur auf diese Erfahrung gestützt, ein wesentliches Merkmal ausfindig zu machen. Denn der immer charakteristische Gesamteindruck, den die Sprache beim Beobachter hinterlässt, beruht ja auf einer Anhäufung kleinster Eindrücke, die von Eigentümlichkeiten ausgehen, die nur in der Gesamtheit, durch die Art ihrer Kombination, etwas Eigenartiges werden, isoliert aber an sich kein Gewicht haben. Man kann daher, solange man sich auf diesem Standpunkte des blossen Beschauers befindet, nur eine weitschweifige, alle Einzelheiten aufzählende Beschreibung liefern, also einen schlechten Ersatz für eigene Erfahrung, oder den gewonnenen Totaleindruck schlagwortartig zu veranschaulichen suchen, eine oft durchaus beachtenswerte künstlerische, aber niemals wissenschaftliche Leistung. Dass eine Eigentümlichkeit der menschlichen Rede als notwendig aus bereits Bekanntem sich ergebend erscheine, dazu ist ein Zurückgreifen auf das

dem Sprechen Vorausgehende erforderlich, wobei das an sich Unwichtige als Symptom grosse Bedeutung erlangen kann.

Da alles Sprechen ein Ausdruck von Gefühlen und Empfindungen ist, so muss es gleich diesen nicht nur die Beschaffenheit der Reize, sondern auch durch die Reizbarkeit des diese Aufnehmenden bestimmt werden, und es ist klar, dass nur diese von dem jeweiligen Eindruck unmittelbar unabhängige Reizbarkeit der Rede ihr charakteristisches Gepräge zu verleihn vermag. Nicht was man sagt, sondern wie man spricht, hat die Sprachwissenschaft festzustellen; und wenn auch äussere Einwirkungen die Rede gelegentlich wie unmittelbar beeinflussen können, eine gewohnheitsmässige Form des Sprechens setzt eine, allerdings zum grössten Teil, wenn nicht gar ganz, auf Anpassung an äussere Verhältnisse beruhende psychische Individualität voraus, das Geschöpf einer ganz bestimmten Reizbarkeit.

Der Einfluss des jeweiligen Grades der Reizbarkeit muss sich nun sowohl bei den Empfindungen wie bei den Gefühlen geltend machen, da beide in einem allerdings wohl begrifflich, aber nicht thatsächlich zu lösenden Zusammenhang stehn. Abgesehen von der Grösse der Reizbarkeit ist also auch noch das Stärkeverhältnis zwischen Empfindung und Gefühl in Betracht zu ziehn, was bei einer zum Zweck der Übersichtlichkeit die Übergangsstufen nicht beachtenden Annahme einer grossen und geringen Reizbarkeit sowie eines

Empfindungs- und Gefühlsvorwaltens auf vier, den sogenannten Temperamenten entsprechende Zustände weist:

einen Zustand grosser Reizbarkeit mit Vorherrschen der Empfindungen, das sanguinische Temperament,

einen Zustand grosser Reizbarkeit mit Vorherrschen der Gefühle, das cholerische Temperament,

einen Zustand geringer Reizbarkeit mit Vorherrschen der Empfindungen, das phlegmatische Temperament,

einen Zustand geringer Reizbarkeit mit Vorherrschen der Gefühle, das melancholische Temperament.

Da nun die Schnelligkeit der Eindrücke naturgemäss im geraden Verhältnis zur Grösse der Reizbarkeit steht, und da die Sprache, obwohl mittelbar wesentlich Ausdruck des Gefühls und Willens, döch unmittelbar fast nur Vorstellungen äussert, so muss sich die Reizbarkeit in der Grösse der Bruchstücke offenbaren, in die ein Vorstellungskomplex durch das redebildende Denken zerlegt wird, und die Grösse der Bruchstücke steht selbstverständlich im umgekehrten Verhältnis zur Reizbarkeit des Sprechers. Dabei muss bei vorherrschenden Gefühlen wegen der grösseren Verausgabung für diese eine geringere Einwirkung auf die Einengung des Umfangs der Redeglieder stattfinden als bei vorherrschenden Empfindungen, und die Grösse des als Glied der Rede bezeichneten Elements ist in allen Fällen nicht nach der Zahl der von ihm zusammengefassten Laute, sondern nach dem in ihm sichtbar werdenden Bewusstseinsumfang zu bemessen.

Von ähnlichen Erwägungen ausgehend, hat James Byrne eine Verteilung der ihm bekannt gewordenen, eine Beurteilung zulassenden Sprachen auf fünf Klassen vorgenommen, worüber ich, ohne mich an seine Worte zu binden, kurz berichte. Dabei bespreche ich die einzelnen Klassen in einer Reihenfolge, die einer Abstufung sich allmählich verringernder Reizbarkeit entspricht.

Die erste Klasse umfasst die Sprache der Hottentotten, der Bantuvölker und die der afrikanischen Neger mit Ausschluss der Nilneger und der Bewohner von Bornu. Das Kennzeichen der Zugehörigkeit ist die Zerlegung des Vorstellungsausdrucks in Teile, die allein bedeutungslos sind, aber doch insofern ihre Individualität bewahren, als sie noch nicht fest mit einander verwachsen sind und daher auch oft leicht aus dem Vorstellungsausdrucke ausscheiden und andere Verbindungen eingehn, eine Eigentümlichkeit, die das Tonga, eine zwischen dem Bangweolo-See und den Victoriafällen herrschende Bantusprache, vielleicht am besten erkennen lässt.

Ausser Eigennamen und einigen Verwandtschafts- und Tierbezeichnungen ist jedes Substantivum mit einem Praefix verbunden, deren es im Ganzen achtzehn giebt. Diese Praefixe sind nicht Beziehungsausdrücke wie die Kasusendungen der indogermanischen Sprachen; sie entsprechen vielmehr den Stammsuffixen dieser Idiome, z. B. *mu-samɔ* 'Baum', *i-samɔ* 'Balken', *tçi-samɔ* 'Holzblock', *ka-sạmɔ* 'Ast'. Das Praefix ist also ein Teil des Vorstellungsausdrucks, und zwar ein diesem unentbehrlicher

Teil, da **samɔ* ohne Praefix nicht vorkommt, und zwar bezeichnet das Praefix den substantiellen Teil des Vorstellungsausdrucks, d. h. das Ding ohne oder mit nur geringer Rücksicht auf seine der Wahrnehmung allein gebotenen Eigenschaften und die mit ihm verbundenen Vorgänge, da dieser attributive Teil ja offenkundig durch die Wurzel zum Ausdruck kommt, z. B. *mu-samɔ* 'Baum', aber *mu-janda* 'Wurzel', *i-samɔ* 'Balken', aber *i-kanda* 'Haut', *tçi-samɔ* Holzblock', aber *tçi-kalɔ* 'Sattel', *ka-samɔ* 'Ast' ('Bäumchen'), aber *ka-tçɛtçɛ* 'Kindchen'.

Dieses, den substanziellen Teil des Vorstellungsausdrucks bildende Element verbindet sich nun — wenn auch manchmal in etwas veränderter Gestalt — mit jedem anderen auf das Nomen bezogenen Redeglied, z. B.

ka - tçetçe	*ka - a - ngu*	*ka-*
kleines Ding - Kind	kleines Ding - von - Meinheit	kleines Ding-

a - fua	*nd - a - ka - zika*
vergangen - sterben	Meinheit - vergangen - kleines - Ding - begraben,

d. h. 'mein Kindchen ist gestorben; ich habe es begraben'.

Die zweite Klasse umfasst die polynesischen, melanesischen, malaiischen Sprachen, das Idiom von Adelaide — die übrigen australischen bleiben unberücksichtigt — die hamitischen und indogermanischen Sprachen sowie die der Nuba-Rasse, der Nilneger und der Bewohner von Bornu. Das Kennzeichen der Zugehörigkeit ist die Zerlegung des Vorstellungsausdrucks in Bruch-

stücke von etwas grösserem Umfang, als die Sprachen der ersten Klasse sie aufweisen, oder, im Falle konkreten Denkens, die Neigung zu zweisilbigen Wurzeln, Eigentümlichkeiten, die beide keiner Veranschaulichung bedürfen.

Die dritte Klasse umfasst die indochinesischen und semitischen Sprachen, beide durch scharf abgegrenzte, unzerlegbare Vorstellungsausdrücke gekennzeichnet, die bei ersteren in dem bekannten isolierenden Sprachbau zu Tage treten, bei letzteren in der meist aus drei Konsonanten bestehenden Wurzel, die die sie modifizierenden Vokale zu untrennbarer Einheit umschlingt, wie im hebräischen *ˈgo:đal* 'Grösse' neben *ga:ˈđo:l* 'gross', *ga:ˈđal* 'er wurde gross'.

Die vierte Klasse umfasst die ural-altaischen Sprachen und die der Hyperboreer mit Ausschluss des Grönländischen. Das Kennzeichen der Zugehörigkeit ist die Erweiterung des Vorstellungsausdrucks durch untergeordnete, aber noch nicht zur Einheit mit ihm verwachsene und nicht in allen Fällen erforderliche Elemente. Ein solches ist beispielsweise das türkische Pluralsuffix, das einerseits seine Unterordnung unter den Vorstellungsausdruck dadurch zu erkennen giebt, dass es je nach dem vorausgehenden Vokal bald als *-lar*, bald als *-lɛr* erscheint, z. B. *kɯz-ˈlar* 'Mädchen', *tʃɔdzuk-ˈlar* 'Kinder', aber *mɛndi:l-ˈlɛr* 'Taschentücher', *jyk-ˈlɛr* 'Lasten', andrerseits seine Selbständigkeit darin zeigt, dass es fehlt, wo die Deutlichkeit der Rede darunter nicht leidet. So heisst es

kuɯz-'lar gɛndʒ dir-'lɛr — Mädchen - sie jung seiend - sie — 'die Mädchen sind jung', aber *bɯn-lar gy'zɛl a:dɛm-lɛr-dir* — dies - sie schön Mensch - sie - seiend — 'dies sind schöne Leute', weil schon ein Pluralzeichen unmittelbar vorausgeht.

Die fünfte Klasse umfasst die Sprachen der amerikanischen Rasse und das Grönländische, die durch unvollkommen analysierte Ausdrücke von Vorstellungskomplexen oder durch Vorstellungsausdrücke mit ausgedehnter, unentbehrlicher näherer Bestimmung charakterisiert werden. Die erstere Eigentümlichkeit zeigt sich in den bekannten Einverleibungen, wie dem mexikanischen *ni-naka-kwa* — ich-Fleisch-esse — 'ich esse Fleisch', 'ich bin ein Fleischesser' ohne Unterschied dieser uns unübersehbar dünkenden Verschiedenheit, *ni-k-kwa in nakatl* ich-es-esse das Fleisch — 'ich esse Fleisch'. Die letztere Eigentümlichkeit weisen die an Komposita erinnernden, aber als Ableitungen durch Suffixe aufzufassenden Bildungen wie das grönländische *neki-ut* 'vorrätiges Fleisch', *tinŋe-xdla:k* 'ein vor kurzem ausgeflogener junger Vogel', *nuna-siak* 'eine durch Übersiedlung geschaffene Heimat' oder das tscherokesische *tsi-ne-tse-ka* 'ich gehe zu sprechen', *tsi-ne-tsihiha* 'ich komme zu sprechen', *tsi-ne-tsitoha* 'ich spreche hier und da', *tsi-ne-tsisiha* 'ich spreche stark' zu *tsi-ne-ka* 'ich spreche'.

Vergleicht man nun diese Gruppierung mit der Klassifikation, zu der F. Misteli im Anschluss an H. Steinthal auf ganz anderem Wege gelangt ist, so zeigen sich bei aller Verschiedenheit doch auch derartige Überein-

stimmungen, dass die Hoffnung berechtigt ist, durch sorgfältiges Abwägen der auf beiden Seiten vorhandenen Vorzüge und Mängel eine Annäherung an die Wahrheit bewerkstelligen zu können.

Byrne's erste Klasse umfasst die anreihenden, seine vierte die agglutinierenden, seine fünfte die einverleibenden Sprachen. Die dritte Klasse umfasst die wurzelisolierenden und die semitischen Idiome, deren Verschiedenheit übrigens J. Byrne selbst keineswegs verkennt, wenn er sich auch zu einer Zusammenfassung zu einer Gruppe für berechtigt hält, dabei auch wohl von dem Wunsche geleitet, die Klassifikation möglichst einfach zu gestalten. Die zweite Klasse dagegen versucht meines Erachtens eine über das Mass des Gestatteten hinausgehende Zusammenfassung.

Nur ein Teil der dort untergebrachten Sprachen weist ein Merkmal auf, das sich deutlich von dem für die anderen Klassen angenommenen Kennzeichen unterscheidet, die Zweisilbigkeit der Wurzeln. Diese Sprachen sind die polynesischen, melanesischen und malaiischen, sowie der australische Dialekt von Adelaide, also die von Misteli als stammisolierend bezeichneten. Das Merkmal der übrigen ist nach J. Byrne ein ähnliches wie das den anreihenden Sprachen zugeschriebene, sich nur dadurch von jenem unterscheidend, dass die einzelnen Bruchstücke etwas grösser sind. Mithin sind die Sprachen, die dieses Merkmal wirklich aufweisen, falls man nicht noch eine neue Klasse aufstellen will, den anreihenden zuzuzählen. Dies gilt unbedingt für das

Ägyptische, das Misteli ja auch mit den Bantusprachen zu einer Gruppe vereinigt, wohl auch für die übrigen hamitischen Idiome und ebenso für die der Nubarasse, der Nilneger und der Bewohner von Bornu. Die dravidischen Sprachen dagegen scheinen mir das angegebene Merkmal überhaupt nicht zu besitzen, vielmehr mit Misteli den agglutinierenden Idiomen zuzuzählen zu sein. Nach J. Byrne soll sich der fragmentarische Charakter des Dravidischen, als dessen Vertreter er das Tamil anführt, am klarsten darin zeigen, dass die dem Ausdruck des Vorgangs oder der Zeit beim Verbum dienenden Elemente den Hinweis auf das Objekt der Transitiva enthalten. Er sagt wörtlich: '. . it is in the separateness of the light elements of process and tense as shown in their connection with the object of a transitive verb, that this facility of detachment is perhaps most clearly seen in Tamil.' Die grammatische Erscheinung auf die hierdurch hingewiesen wird, ist folgende: Die Verwandlung eines neutralen Verbs in ein transitives bzw. faktitives geschieht durch die Verdoppelung bzw. Verstärkung eines Konsonanten oder durch Anfügung eines Suffixes. So steht neben *pɔ:gu* 'weggehn' das transitive *pɔ:kku* 'wegtreiben', neben *paḍu* 'liegen', *paḍu-ttu* 'legen'. Diese Lautverstärkung erscheint nun aber nicht nur an der Wurzel, sondern auch an dem Tempuszeichen, dessen Stelle zwischen dieser und dem Personalsuffix ist, z. B.

*tʃe:r-gyḍr-ø:n̥*³ 'ich bin verbunden', aber
*tʃe:r-kʰyḍr-ø:n*³ 'ich verbinde',

tʃe:r-nd-ø:n̥[3] 'ich war verbunden', aber
tʃe:r-tt-ø:n̥[3] 'ich verband',
tʃe:r-v-ø:n̥[3] 'ich werde verbunden sein', aber
tʃe:r-pp-ø:n̥[3] 'ich werde verbinden'.

Anscheinend liegt also eine ähnliche Erscheinung vor wie in den Bantusprachen: nur einen Teil des Vorstellungsausdrucks gegenwärtig behaltend, schweift der Sprecher zu einem neuen Objekte über. In Wahrheit ist dies jedoch nicht der Fall. Denn die Temporalzeichen des Tamil sind keine Teile des Vorstellungsausdrucks, sondern zur Verdeutlichung dienende, entbehrliche nähere Bestimmungen, was sich daraus ergiebt, dass sie, falls die Deutlichkeit nicht darunter leidet, auch fehlen können und immer beim negierten Verbum fehlen, eine Eigentümlichkeit, die allein schon die Zurechnung zu den agglutinierenden Sprachen verlangt.

Die von Byrne vorgenommene Zusammenstellung des Indogermanischen mit den stammisolierenden Sprachen endlich dürfte auch wohl nur für jene Zeit statthaft sein, wo die durch die Komposita als Realitäten erwiesenen Stämme die Stelle der jetzt herrschenden Wörter einnahmen, nicht aber für die der Wahrnehmung unmittelbar oder doch wenigstens durch schriftliche Denkmäler zugänglichen Idiome, von denen einige, z. B. das Persische, Kurdische, Armenische, wie auch die neuindischen Dialekte mehr an das Dravidische oder Uraltaische gemahnen als an das Malaiische oder gar Polynesische.

Soweit dürften also, wenn man von der Deduktion absieht, alle Mängel Byrne zur Last zu legen sein. In einem Punkte aber hat er Humboldt, Steinthal und Misteli gegenüber unbedingt recht, und zwar darin, dass er die Zusammenfassung der semitischen und indogermanischen Sprachen zur Gruppe der flektierenden, obwohl er sie gutheisst, doch erst in zweiter Linie vornimmt. Denn das Merkmal, wonach dies geschieht und allein geschehen kann, muss mit dem für die besprochenen Gruppen massgebenden in Widerspruch geraten.

Was die semitischen und indogermanischen Sprachen gemeinsam haben, von allen anderen sich unterscheidend, vor allen anderen sich dadurch auszeichnend, ist jene Art des Redens, die jedes Wort als in seinem Verhältnis zum ganzen Satze gekennzeichnet erscheinen lässt, bei der jedes Wort das Bewusstsein des ganzen Satzes voraussetzt, eine Schöpfung gleich der Statue innerhalb einer Gruppe, ein Zeugnis aussergewöhnlicher Geistesstärke und künstlerischer Gestaltungskraft. Dass dieses Kennzeichen aber keinen ernsthaften Vergleich mit den für anderen Klassen angenommenen Merkmalen zulässt, liegt auf der Hand.

Erklärlich, wenn auch nicht gerechtfertigt, wird diese Vermischung der Einteilungsgründe allerdings durch die Annahme eines freilich unbewiesenen und unbeweisbaren **Strebens** nach diesem vollendeten Ausdrucke sprachlicher Formung, eine Annahme, die in der Verschiedenartigkeit der Bruchstücke, die sich der Be-

obachtung darbietet, verschiedene mehr oder minder misslungene Versuche erblickt, die Worteinheit zu erreichen, was dann die einverleibenden Sprachen als satzwortige, die agglutinierenden als scheinwortige, die wurzelisolierenden, stammisolierenden und anreihenden als nichtwortige erscheinen lässt. Nur insofern aber steht der dem Semitischen und Indogermanischen eigene Ausdruck sprachlicher Formung im Zusammenhang mit der Grösse der Bruchstücke, in die jede Rede zerfällt, als er verhältnismässig scharf abgegrenzte, einheitliche Vorstellungsausdrücke voraussetzt, ohne jedoch etwa auch deren notwendige Folge zu sein. So erscheint auch die Subjektivität des Verbs als eine notwendige Voraussetzung, aber auch nur als solche. Was alles geschehn muss, dass der dem Semitischen und Indogermanischen eigene Sprachbau wirklich werde, das wird wohl bis in alle Ewigkeit verborgen bleiben. Genug, wenn es gelingen sollte zu erklären, wie sich der Typus der semitischen und indogermanischen Sprachen thatsächlich herausgebildet hat. Dabei mag es, ja muss es dahingestellt bleiben, ob sich ein ähnlicher Fall noch einmal ereignen wird oder nicht.

Die Auffassung, dass die semitischen und indogermanischen Sprachen in der besprochenen Hinsicht allein stehn, ist allerdings nicht die allgemein herrschende. Bekanntlich hat man auch das Ägyptische und Chinesische — trotz Anerkennung grosser Verschiedenheiten — mit ihnen zur Klasse der Formsprachen zu vereinigen gesucht, wobei man jedoch kein kleines Kunststück

wunschnachgiebiger Deutelei aufgeführt hat. Obwohl das Ägyptische *kein subjektives Verb* besitzt, obwohl Wurzel und Suffix *nicht fest miteinander verschmolzen* sind, soll es eine Formsprache sein. Denn 'Der Ägypter hat', wie Steinthal sagt, 'formal gedacht, und darum ist seine Sprache formal'. Wer aber verbürgt uns dies? Und wenn er formal gedacht hat, was kümmert es den, der nur seine *Sprache* erforschen will? Das einzige Positive, was zu Gunsten der Formhaftigkeit angeführt wird, ist das mit überschwenglich beredten Worten gepriesene *grammatische Geschlecht*. Ganz abgesehen davon nun aber, dass nicht einzusehen ist, warum es von grösserer Bedeutung sein soll als andere Wertunterscheidungen wie die des *Belebten* und *Unbelebten*, des *Höheren* und *Niederen*, des *Vernünftigen* und *Unvernünftigen*, ist ganz entschieden in Abrede zu stellen, dass *nur* mit ihm das Gesetz der Kongruenz und damit wahrhafte Synthesis gegeben sei. Das von Steinthal angeführte Beispiel *as-t uer-t a-s-aw* 'Isis-sie gross-sie seiend-sie-heilig', d. h. 'Isis die grosse ist heilig', weist offenbar nicht mehr Kongruenz auf als folgender Satz aus der Tongasprache:

ba-amɛ — lebende Wesen - Häuptling
ba-a-ɔ — lebende Wesen - von - ihnen
m-ba-lumbu — sein - lebende Wesen - Lumbu,

d. h. 'Ihre Häuptlinge sind Lumbus' (ein hellfarbiges Volk). Mehr Wert hat schon die Eigentümlichkeit, dass die Genusbezeichnung beim Nomen eine andere ist als beim

Verbum, bei ersterem *t*, bei letzterem *s*. Aber wenn dies auch geeignet ist, die Unterscheidung dieser beiden Wortklassen zu erzeugen, so bleibt doch noch immer der unleugbare possessive Charakter bestehn. Vgl. *meh-a* 'ich fülle', *meh-k* 'du füllst' (masc.), *meh-t* 'du füllst' (fem.), *meh-f* 'er füllt', *meh-s* 'sie füllt' mit *per-a* 'mein Haus', *per-k* 'dein (masc.) Haus', *per-t* 'dein (fem.) Haus', *per-f* 'sein Haus', *per-s* 'ihr Haus'.

Derartiges lässt sich dem Chinesischen nun allerdings nicht nachsagen. Aber abgesehen von der fraglos nur mangelhaften Unterscheidung der Redeteile trennt auch das die chinesische Redeweise von der semitischen und indogermanischen, dass wie bei den agglutinierenden Idiomen die Rücksicht auf die Verständlichkeit in erster Linie massgebend ist. Dies zeigt sich beispielsweise daran, dass der Objektsausdruck seinen ihn dazu erst stempelnden Platz hinter dem Verbalausdruck nicht immer zu behalten braucht, vielmehr, wenn die Deutlichkeit darunter nicht leidet, auch vor das Verbum tritt, also aufhört Objektsausdruck zu sein, ohne aber ein anderes bestimmtes Gepräge zu erhalten. Denn wenn es auch erst in zweiter Linie in Betracht kommt, wie eine Sprache etwas zum Ausdruck bringt, was sie überhaupt nicht erkennen lässt, vielmehr dem Erraten aus der Situation anheimstellt, das kommt eben nicht für die Beurteilung der Sprache in Betracht. Man vergleiche folgende Beispiele, die ich P. G. von Möllendorffs Anleitung zur Erlernung der hochchinesischen Sprache entnehme,

und beachte ausserdem die Angaben von Carl Arendt, Allgem. Einl. in das chin. Sprachstudium S. 150, und von G. von der Gabelentz, Anfangsgründe der chin. Gramm. S. 107:

tʰa:^{1} *tsai*^{4} *tʃʻu*^{3}*-tʃiaŋ*^{1} *tsɵ:'*^{4} *tʰsɯ:*^{2}*-tʰʃi:*^{2} *ʃəŋ*^{1}*-ji:*^{1}
er sich befinden in Kiu-Kiang machen Porzellan Handel,

d. h. 'Er hat ein Porzellangeschäft in Kiu-Kiang',

tʰa:^{1} *pa:*^{3} *na:*^{4} *ko:*^{4} *ʒən*^{2} *ta:*^{3} *lʻa:ɔ*
er nehmen jenes Stück Mensch schlagen vollenden.

d. h. 'Er hat jenen Mann geschlagen', dagegen:

tʃə'^{4} *hwa:*^{4} *wo:'*^{3} *pu*^{4} *hsin*^{4}
diese Sprache ich nicht glauben,

d. h. 'Das glaube ich nicht'.

Das aber ist es gerade, was die semitischen und indogermanischen Sprachen vor anderen auszeichnet, dass sie eine vom Bedürfnis der Verständigung unabhängige, selbstgenugsame Geistesentfaltung und künstlerische Bethätigung sind.

Dass trotz den unverkennbaren Verschiedenheiten doch der Versuch unternommen worden ist, das Ägyptische und Chinesische dem Semitischen und Indogermanischen als gleichberechtigte Formsprachen an die Seite zu stellen, das erklärt sich nun wohl auch nur durch die Achtung vor zwei Kulturvölkern, die, wenn sie in formlosen Sprachen redeten, des Zusammenhangs zwischen Sprachvollendung und Geistesentwicklung zu spotten schienen.

Dieser Widerspruch schwindet jedoch, sobald man sich darauf besinnt, dass die Semiten und Indogermanen eins vor allen Völkern der Erde voraushaben, auch den Ägyptern und Chinesen, nämlich einen nirgendwo sonst auch nur annähernd gleich stark entwickelten **Sinn für Kausalität. Die Frage nach den Ursachen der Erscheinungen ist es, die das gesamte Geistesleben der Semiten und Indogermanen bewegt, und die Antwort wird dort zur Religion, hier zur Philosophie.** Dieser aussergewöhnliche Sinn für Kausalität aber erklärt sich leicht als eine Folge des subjektiven Verbs, das seinen Ursprung im dauernd selbstgewollten Handeln nimmt. Denn der Mensch vermag jede Art von Realität nur nach dem Vorbilde des eigenen Lebens zu deuten. Die Stärke der dem Verbum als dem Realitätsausdrucke eigenen Subjektivität muss also der Stärke des Ichgefühls, der Ausdehnung des Selbstbewusstseins entsprechen, und dieses muss sich um so kräftiger entwickeln, je mehr das Handeln nicht nur gewohnheitsmässig erfolgt, sondern dem eigenen Willen entspringt, da die Schätzung jeder einem Subjekte innewohnende Kraft durch das Mass der Kraftentfaltung bestimmt wird.

Man hat nun darauf hingewiesen, dass nur ein Teil der Semiten und Indogermanen Beweise erhöhter Geisteskraft geliefert hat, der Wert einer vollendeten Sprachform für die Geistesbildung mithin doch fraglich sei, wobei man jedoch nicht überlegt hat, dass man dadurch nur das für wertvoll erklärt, was den Besitz bestimmter Güter

zur notwendigen Folge hat, und das missachtet, was deren Erwerb ermöglicht. Es versteht sich ja von selbst, dass die Beherrschung einer Sprache unmöglich unmittelbar geistesbildend wirken kann, da die Beherrschung einer Sprache ja eben darin besteht, dass man eine bestimmte Art des Sprechens mit möglichst geringem Kraftaufwand ausübt und wiedererkennt, also die anfangs nur mit Mühe ausgeführte Thätigkeit möglichst automatisch, möglichst ohne die anstrengende koordinierende Arbeit des Gehirns, möglichst ohne Bewusstsein ausübt. Wenn also auch erst dann von Geistesbildung die Rede sein kann, wenn das halbautomatisch Ausgeübte ins Bewusstsein erhoben wird, so kommt doch noch immer sehr in Betracht, was man ins Bewusstsein erhebt, und wenn verschiedene indogermanische Völker es versäumt haben, sich über ihre Sprache klar zu werden, so ist sie für die allerdings ohne Wert geblieben, wie alle philosophischen Lehren wertlos für den sind, der sie nicht in Empfang nimmt. Der Sprachforscher darf deshalb aber doch wohl nicht vergessen, was sie in einzelnen Fällen geleistet hat, und demgemäss bei grösserem Entgegenkommen in andern hätte leisten können.

Nach diesen Erörterungen bringe ich folgende, tabellarisch veranschaulichte Klassifikation in Vorschlag, wobei ich auch die von den erwähnten Forschern nicht berücksichtigten Idiome heranziehe. Die scharfen Grenzlinien sollen der Übersichtlichkeit dienen, nicht aber thatsächlich vorhandene Übergangsformen in

Abrede stellen. Dieses Vorhandensein von Übergangsformen zum Einwande zu gestalten, wäre jedoch falsch, da sie von keiner Klassifikation aus der Welt geschafft werden können, selbst von der genealogischen nicht, die den Mischsprachen ratlos gegenübersteht. Den Nachweis von Fehlern im Einzelnen dagegen, die kaum zu vermeiden sind, soll die Übersicht gerade anregen.

